

werden beim Verlag und dessen
bekanntem Agenten entgegen-
genommen, und zwar zum
Voraus zahlbar
Stichtagspreis von:
Mk. 4.40 für Deutschland direkt
per Brief-Gesandt
Mk. 2.75 für Oesterreich direkt
per Brief-Gesandt
Mk. 2. — für alle übrigen Länder
per Postpaket (Kriegsbes.)

Inserate

Die dreizehntägige Beilage
in Paris — 25 Pfg. — 10 Mk.

Der Sozialdemokrat

Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge.

Er erscheint
wöchentlich einmal
in
London.
Verlag
der
German Cooperative Publishing Co.
E. Bernstein & Co., London N.W.
114 Kentish Town Road.
Belegungen
gratis gegen franko.
Gewöhnliche Briefe
nach England kosten Doppelporto.

Werte an die Redaktion und Expedition des in Deutschland und Oesterreich verbotenen „Sozialdemokrat“ wolle man unter Beobachtung äußerster Vorsicht
abgeben lassen. In der Regel schickt man uns die Briefe nicht direkt, sondern an die bekannten Bekannten. In zweifelhaften Fällen eingeschrieben.

Ein Weihnachtsgeschenk für den armen Mann.

Ein charakteristisches Stück agrarischer „Fürsorge für den kleinen Mann“ deckt das „Berliner Volksblatt“ in einer seiner letzten Nummern auf. In einem Organ der Agrarier — „Zeitschrift für die Spiritusindustrie“ betitelt — ist das Organ der Berliner Arbeiter auf zwei überaus bezeichnende Notizen gestoßen, die sich mit der „sehr wichtigen Frage“ der möglichst ausgedehnten Verwendung des Kartoffelmehls zum — Brodbacken beschäftigen. Diese Notizen sind in der That so charakteristisch und für die Arbeiterklasse von so großem Interesse, daß sie die weiteste Verbreitung verdienen. Es handelt sich nämlich um nicht mehr und nicht minder als um ein neues Nahrungsmittel, das die Herren Agrarier — auf deutsch: Schnapsbrenner — aufgestöbert haben. Man möchte beinahe glauben, sie haben sich die Weihnachtszeit absichtlich dazu ausersehen, denn kann man sich ein besseres „Christkindchen“ denken, als ein neues Mittel, das Volks zu ernähren?

Man höre also:

In Nr. 48 der genannten Zeitschrift, die das „offizielle Organ der Spiritusfabrikanten in Deutschland, der Stärke-Interessenten in Deutschland und der Brennerei-Berufsgenossenschaft“ ist, und von Herrn M. Delbrück, Doktor und Professor, herausgegeben wird, ist folgendes zu lesen:

Verwendung der Stärke zu Backwaren.

Es sind schon vielfach Versuche angestellt worden, das Kartoffelmehl oder Kräftmehl als Material für die Herstellung von Backwaren zu benutzen, und es wird auch für Herstellung gewisser Backwaren, z. B. Sandorten u., in größerem Maße verwendet.

Bei den Versuchen, es zu gewöhnlicher Backwaare, Semmel, Weizbrod u., zu machen, stellte sich aber leider als Schwierigkeit heraus, daß die Backwaare leicht trocken und bröckelig wurde. Es beruhte dieser Umstand jedenfalls darauf, daß der Zusatz des Kartoffelmehls nicht in richtiger Weise geschah. Es hat sich herausgestellt, daß eine Backwaare von gleicher äußerer Beschaffenheit wie eine von Weizen allein hergestellte dann erhalten wird, wenn man das zugebende Kartoffelmehl vorher verkleistert.

Es ist nun jedenfalls höchst wünschenswert, daß möglichst vielfältige Versuche nach dieser Richtung hin angestellt werden, um so dem Kartoffelmehl als Nahrungsmittel eine ausgedehntere Anwendung zu geben. Da feinstes Kartoffelmehl zur Zeit einen Preis von 16.50 Mk. bis 16.75 Mk. hat, Weizen- und Roggenmehl aber je nach der Qualität einen Preis von 23—26 Mk., so ist der Vortheil für billigere Herstellung einer guten Backwaare in die Augen springend.

Wir glauben, daß dieser Hinweis dazu beitragen wird, unsere Mitglieder für diese Frage zu interessieren, und sie zu Versuchen ihrerseits oder zur Verbreitung einer ausgedehnteren Verwendung des Kartoffelmehls anzuregen wird.

Und in der darauffolgenden Nummer heißt es:

Die in der vorigen Nummer gegebene Anregung, eine ausgedehntere Verwendung der Stärke zu Backzwecken herbeizuführen, ist, wie wir aus uns zugehenden Mittheilungen entnehmen, in wirtschaftlichen Kreisen — und zwar nicht lediglich in Kreisen der Stärkefabrikanten — mit Interesse aufgenommen worden. Es gibt uns dies Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß diese Frage, wie jede andere, welche eine Erweiterung des Absatzgebietes von Kartoffelprodukten irgend welcher Art erstrebt, von allgemein landwirtschaftlichen Interesse ist, insofern dadurch die Möglichkeit eines größeren Kartoffelverbrauchs in der Industrie geboten wird, aus welcher schließlich alle Kartoffelbau treibenden Landwirthe Vortheile ziehen. Wir bitten daher alle am Kartoffelbau und der Kartoffelverwertung interessierten Landwirthe, möglichst in ihren Kreisen für die Ausbarmachung der in der vorigen Nummer gegebenen Anregung zu wirken.

Kein Zweifel, daß diese „Anregung“ bei den Lesern des Blattes auf guten Boden fallen wird. Denn wenn es gelingt, dem arbeitenden Volk, das ja bei Weitem noch nicht genug Kartoffeln genießt, diese nützliche Frucht auch noch in Brodform anzutun, was würde das für ein Fressen für die — kartoffelbauenden Schnapsbrenner geben? Und ist es nicht auch eine wahre Wohlthat für das Volk, wenn man ihm statt des theuren Roggen- oder gar Weizenbrodes ein billiges Surrogat darbietet, das genau so aussieht wie jenes? Mit welchem Hochgefühl erfüllt uns der Gedanke, wie künftighin dem armen Mann sein Kartoffelbrod schmecken wird, das er mit Kunstbutter —

Wer sprach das Wort aus? Wer hat sich erlaubt, hier von Kunstbutter zu reden? Weiß man nicht, daß dieses Produkt von Milch und Fett eine wahre Schande unserer Zeit ist? Daß, wenn es nach dem Herzen der lieben, volkfreundlichen Landwirthe gegangen wäre, die Margarine verboten oder durch obligatorische Blauefärbung jedermann als Nahrungsmittel veredelt worden wäre, und die gute, reine, theure Kuhbutter das Feld beherrscht hätte?

Es war wirklich recht undankbar von dem „Berl. Volksblatt“, an den Feldzug der Herren Schnapsbrenner — nein, Landwirthe gegen die Margarine zu erinnern. Das war ja doch eine durchaus andere Sache. Das war ja ein ethischer Feldzug, ein Kampf für die Moral. Wehe dem, der unterzujucken magt, daß es schände Profitwuth gewesen sei, welche die Herren zum Kampf gegen das Produkt aus reinem Fett und frischer Milch getrieben — er stempelt sich zum schändlichsten Verläumder, den die Welt je gesehen. Moral war es, nichts als die höchste sittliche Auffassung von der Ehrlichkeit in Handel und Wandel. Das christlich-germanische Gemüth der Herren auf — ow und — is iraubte sich, daß ein ekles Kunstgemisch die edle Landbutter verdrängen

solle, für die doch kein Preis zu hoch ist. Ihr ritterliches Herz konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die Naturbutter nicht genügend gewerthet werden könne. Wobei natürlich der Begriff „Werth“ nur moralisch zu nehmen ist. Die Kunstbutter war und ist unmoralisch.

Aber mit dem Kunstbrot — ja Bauer, das ist ganz etwas Anderes. Wo soll der „Landwirth“ mit seinen Kartoffeln hin? Nachdem die sonst recht verdienstliche Branntweinsteuer den Spiritus vertheuert hat, bleibt der Absatz stabil, und auch der Stärkeverbrauch läßt sich nicht nach Verlieben erweitern. Ist es da nicht eine wahre Lüge des Himmels, wenn es sich herausstellt, daß

„eine Backwaare von gleicher äußerer Beschaffenheit wie eine von Mehl (d. h. Getreidemehl) allein hergestellte dann erhalten wird, wenn man das zugebende Kartoffelmehl vorher verkleistert.“

Surrah, der Kleister ist der Erlöser!

Es lebe der Kleister als neues „Nahrungsmittel“. Wenn er wie Mehl aussieht, dann ist ja Allen geholfen. Den Landwirthen, die für ihre Kartoffeln bessere Preise erzielen können, und den Proletariern, die ein neues Nahrungsmittel erhalten. Wie's mit dem Nahrungs werth deselben sieht, was kommt es darauf an? Die „gleiche äußere Beschaffenheit“ — das ist die Hauptsache. Freut Euch, deutsche Arbeiter, da habt Ihr ein Weihnachtsgeschenk, wie Ihr Euch sicher nicht habt träumen lassen. Ein neues Brod, ist das nicht herrlich?

Ein neues Brod, ein billigeres Brod, Wird man fortan für Euch backen, Da sollt Ihr schmeckend beugen hinein, Daß Euch die Zähne knacken!

Kartoffelbrod, was heißt das nicht alles! Wer wird noch Beschwerde zu führen wagen, wenn die Getreidepreise in die Höhe gehen. Hat das Volk nicht Kartoffelbrod? Wer wird sich noch über Sinken der Löhne zu beklagen erheben, wenn das Volk billiges Kartoffelbrod hat? Wie der Kartoffelschnaps die soziale Frage für den Junker und seinen Knecht löste — der Knecht ersoff im Fusel sein Streben nach menschlicher Behandlung, und der Junker — stich das Geld ein, so löst auch das Kartoffelbrod die soziale Frage — und gleich für Junker, Fabrikant und Proletarier. Der Junker verkauft seine Kartoffeln besser, der Proletarier erhält trotz alledem billigere Nahrung, und der Fabrikant — billigere Arbeit. So eine Entdeckung ist lange nicht gemacht worden.

Und wie bescheiden die Entdecker sind! Sie schreiben die große Entdeckung nicht auf dem Markt aus, wie Andre thun würden — behüte. Sie begnügen sich damit, sie in einem Blatt mitzutheilen, das nur von „Fachinteressenten“ gelesen wird. Hier müssen wir mit dem „Volksblatt“ anbinden, das in gänzlich der Verneinung der wahren Motive dieser stillen Verwerthung davon spricht, die Jurist, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu lenken, habe sie veranlaßt. Wie schlecht kennt das Volksblatt die preussischen Junker. Diese Klasse ist solchen Gefühlen unzugänglich. O nein, sie wollten die Welt überraschen, und das „Volksblatt“ hat ihnen diese Freude verdorben. Aber zum Glück hat es nicht vermocht, das Verdienst der Herren zu verkleinern.

Kartoffelbrod statt Kornbrod, wißt Ihr was das heißt, deutsche Arbeiter? O sicher wißt Ihr es, wißt Ihr doch, wie es jenen Kerntsen unter Euch Armen geht, welche auf die Kartoffel als Hauptnahrung angewiesen sind, jenen sächsischen, thüringischen, schlesischen Proletariern, bei denen es heißt:

Kartoffeln in der Früh,
Des Mittags in der Brüh,
Des Abends im eignen Reich,
Kartoffeln in alle Ewigkeit!

Kartoffelbrod für Kornbrod, das heißt ein mangelhaftes Nahrungsmittel für ein gutes, das heißt eine weitere physische Schädigung der Arbeiterklasse. Es heißt Entfräntung des Arbeiters, Schädigung an Mark und Blut. Und es heißt weiter Degeneration, Zugrunderichtung der kommenden Geschlechter.

Aber wann hätte sich die herrschende Klasse daran gestoßen! Ist ihr nicht die schädliche Wirkung der ausschließlichen Kartoffelnahrung seit Menschenaltern bekannt? O gewiß. Und was hat sie gegen ihre Ausbreitung gethan? Nichts. Aber desto mehr dafür, immer neue Kategorien zur Kartoffelnahrung zu verdammen. Es ist, wie Marx schon 1846 schreibt: „in einer auf das Elend begründeten Gesellschaft haben die elendesten Produkte das naturnothwendige Vorrath, dem Gebrauch der großen Masse zu dienen“. Warum sollte das Kartoffelbrod eine Ausnahme machen?

So bedankt Euch denn, Ihr deutschen Arbeiter, für das Weihnachtsgeschenk, das die hochachtbare Gesellschaft, die die Worte Ehre, Gewissen, Volkswohl heftändig im Munde führt, Euch als Weihnachtsgeschenk darbringt. Bedankt Euch für ihr liebevolles Bemühen, Euch zunächst in Form der Fälschung — denn weiter bedeuten natürlich die Worte „von gleicher äußerer Beschaffenheit“ nichts — an das neue Brod zu gewöhnen, bis es — euer tägliches Brod wird!

Sozialpolitische Rundschau.

London, 18. Dezember 1889.

Der Reichstag ist am 13. Dezember in die Ferien gegangen, und zwar gleich bis zum 8. Januar. Da er noch eine ganze Reihe von Vorlagen zu „erledigen“ hat, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er auch nicht einen Tag früher auseinander gehen wird, als bis das ergonomerte Mandat der Kartellbände vollständig abgelaufen. Was wir haben, lassen wir nicht los“ — heißt es auch hier. Unsere Freunde geben freiwillig kein Nachmittelschen aus den Händen. Können wir ihnen darin noch, natürlich ohne unsere Hände durch gleiche Spitzbäbereien zu beschmutzen.

Die letzte „That“ des Reichstags, ehe er in die Weihnachtsferien ging, war die Annahme des von den Jünglern eingebrachten Antrages auf Einführung des Befähigungsnachweises behufs selbstständiger Ausübung von etwa einem Schock gewerblicher Berufe. In diesem, soweit er nicht bloßsinnig ist, in jedem Antrage — denn der Hintergedanke des Befähigungsnachweises ist die Schaffung eines Meisterprivilegiums auf Kosten der Arbeiter — zeigten sich nicht nur, wie bisher, Erz-Konservative und Ultramontane die Hände, sondern auch aus der modern angehauchten „Reichspartei“ fielen eine Reihe Mitglieder um und stimmten dafür, während der Rest und verschiedene „Freikonservative“ einen Antrag einbrachten, der den Jünglern zwar nicht die ganze Hand, aber vier Finger bewilligte.

Dieser Vorgang ist insofern charakteristisch, als er zeigt, wie sehr alle diese Leute die Hoffnung auf die Stimmen der Arbeiter aufgeben und nach Ersatz dafür suchen. Wie der Grünselnde sich in der Koth an einen Strohhalm klammert, so werden sie die Gank der Kunsthandwerker, über deren Unwissenness Niemand mehr im Arem ist als sie, die Angehörigen der kapitalistischen aller kapitalistischen Parteien.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch nachtragend berichten, daß bei der ersten Lesung des vorerwähnten Antrags sozialistischer Genosse Kühn, zum großen Theil auf persönliche Erfahrungen gestützt, in kräftigen Worten die ganze Jünglererei geißelte. Es war dies, wenn wir nicht irren, die parlamentarische Jungferrede Kühn's, und sie darf als ein guter Anfang bezeichnet werden. Weiter sei nach der Rede Weiser's zum Antrag der Ultramontanen auf verschiedene Nachregeln des Arbeiterschutzes, sowie der Rede Kühn's wider die Lebensmittelmittelbildung gedacht. Leider sind uns die betreffenden Stenogramme nicht zugegangen, wir hätten sonst gern auch aus ihnen etliche Auszüge veröffentlicht.

Das Resultat der Stichwahlen zur Berliner Stadtverordneten-Versammlung hat unsere Erwartungen beinahe noch übertroffen. Von vier Seiten, um die gerungen wurde, sind drei der Sozialdemokratie und nur einer dem deutschen Freisinn angefallen, der in dem betreffenden Bezirk schon in der ersten Wahl einen bedeutenden Vorprung hatte. Ganzlich unterlegen sind die antimilitärisch-konservativ-nationalliberalen Kartellbewerber. Ob überhaupt noch ein Mitglied dieser sauberen Koalition im Berliner Stadtverordneten-Kollegium sitzt, können wir im Augenblick nicht feststellen, aber was kommt es darauf an? Diejenigen, die sich der Remuahl zu unterziehen hatten, sind geflagen, und an ihre Stelle rüden Sozialdemokraten in den Rathsanstalt. Der schwarz-weiße Sturm auf das „rothe Haus“, der mit so großen Erim und mit einem Millionenaufwand von Mitteln geführt wurde, ist schließlich verunglückt; dem rothen Ansturm — hier das Roth ohne Anführungsstriche — hat es keinen Widerstand leisten können. Mit 11 Vertretern hat die Berliner Arbeiterschaft eine Position in der Stadtvertretung erobert, die nicht zu unterschätzen ist. Gilt Arbeitervertreter, trotz eines so erbärmlichen Wahlsystems, das in keine quantitas möglich ist — kein „Häuflein, das man unberachtet läßt“, das ist eine Verriechung, deren Stimme etwas bedeutet, deren Stimme gehört werden muß, und deren Stimme gehört werden wird, wenn sie mit dem nöthigen Nachdruck geltend gemacht wird.

Folgendes sind die von den sozialdemokratischen Kandidaten bei der Stichwahl erlangten Stimmen, denen wir die bei der ersten Wahl erhaltenen zum Vergleich voranschicken.

	Erste Wahl	Stichwahl	Zunahme
11. Wahlbezirk: Fritz Jubell	1033	1720	687
27. Wahlbezirk: Otto Heindorf	473	651	178
25. Wahlbezirk: Robert Herzfeldt	814	1128	324

Diese drei sind gewählt, und zwar Jubell und Herzfeldt gegen Kartellkandidaten, Heindorf gegen einen Liberalen.

Unterlegen ist in:

17. Wahlbezirk: Wilhelm Börner	482	760	278
--------------------------------	-----	-----	-----

Der gewählte Gegenkand. R. Richter

(Liberal) hatte	634	844	210
-----------------	-----	-----	-----

Alle diese Zahlen sprechen für sich selbst. Bemerk sei dagegen noch, daß der 17. Kommunal-Wahlbezirk im dritten, der 25. und 27. im vierten, und der 11. im zweiten Reichstagswahlkreis liegt. Soweit die Kommunalwahlen überhaupt einen Einfluß auf die Reichstagswahlen zulassen, sind die obigen Zahlen die denkbar günstigsten Vorboten.

Von befreundeter Seite wird uns noch geschrieben: In Berlin hat's wieder „gekaut“ bei den Stichwahlen zur Stadtverordneten-Versammlung; drei Schlachten, drei Siege — um im napoleonischen Vulkankal zu reden. Es war ein herrliches Schauspiel dieser Wahlkampf, der nicht dem unmittelbaren Ziel galt — keiner der Berliner Wähler kann sich für ein Stadtverordneten-Mandat begeistern —, sondern der großen Sache; es war eine Kraftprobe, eine Probekraft. Und nur von diesem Gesichtspunkt aus dürfen die Stadtverordnetenwahlen in Berlin aufgefagt werden.

Auch in Sachsen stehen uns neue Siege bevor. Zwei national-liberale Landtags-Mandate sind dort frei: das des zweiten Chemnitzer Landtagswahlkreises, den der kürzlich verordnete Glauch bisher innegehabt, und das von Grimmitzhan, wo bei den letzten Wahlen der national-liberale Kärchel, Dank den Standhalten Beeinflussungen und flagrantesten Angelegenheiten über den Sozialdemokrat Galbig „gesiegt“ hatte. Der Sieg war aber so zweifelhafte und kompromittirende Natur, daß Herr Kärchel auf den Rath seiner Freunde, um einer demüthigenden Debatte und Bloßstellung zu entgehen, sein Mandat freiwillig niederlegte. So werden wir demnächst in zwei Wahlkreisen, deren Bevölkerung in überwältigender Majorität der Sozialdemokratie angehört, Wahlkämpfe bekommen, — und trotz des Jenius rechnen wir in beiden auf Sieg.

Schade, daß die Reichstagswahlen nicht jetzt stattfinden! Die Stimmung der Gesamtwahlerschaft ist die denkbar günstigste, die Unzufriedenheit über die Kartellwirtschaft allgemein. Das fühlen auch die Regierungsparteien und die Regierungen. Sie sehen mit Grauen

dem Tag der Abrechnung entgegen, und bietet sich nicht irgend ein rettender Ausfall, so werden sie aller Berechnung nach die Bahnen möglichst hinauschieben. Die Niederlage Bonapartes bei den letzten französischen Wahlen hat die Bismarckschen Ziele vollständig gerichtet. Woher einen neuen Bauplan nehmen, und wenn er auch gestohlen und zusammengeklaut werden dürfte? Das Kriegsgelbes haben die bösen Franzosen in blauen Dunst aufgelöst, und das gleiche haben die bösen Sozialdemokraten mit dem Rothen Geipensst getan. An Stelle des letzteren tritt das Spigel-Geipensst — der Kammerhoff mit seinen Vertrauensmännern. Und dieses Geipensst soll dem Herrn Bismarck und seinen Leuten bei der kommenden Wahl tüchtig zu Leibe gehen. Der „größte aller Staatsmänner“ wird dann vielleicht begreifen, daß der Elberfelder Prozeß mehr war als eine Infamie: eine reizige Dummheit! Habeat.

— Im Elberfelder Monstre-Standal waltet die Göttin Justitia fort und fort durch Schmutz und Roth. Schmutz und Roth, Roth und Schmutz in ewigem Gieret, das ist die moralische Signatur dieses Schandprozesses, wie die Richtigkeit der Anklage seine juristische ist.

Wieder ein Spigel! Und nicht der letzte! Der schwörende Kammerhoff hat sich verschleudert auf Voger gehalten, und er ist ganz stolz auf die Lumpenammung, welche er zur größeren Ehre der herrschenden Staats- und Gesellschaftsordnung sich angelegt hat. Der schwörende Kammerhoff ist belläufig ein arger Kenner — eine Eigenschaft, die er mit dem „schwörenden Stieber“ gemein hat, wofür er sich unzweifelhaft zum politisch-polizeilichen Vorbild genommen hat. Denn auch ein Kammerhoff hat sein Ideal — und ein jedes Thierchen sein eigenes Maßröhrchen.

Brachte der Bürsche doch neulich sogar, daß sich in seinem wohlaffortirten Spittelager Exemplare befinden, die mit der Fraktion in Verbindung wären —, was den wunderlichsten „allgemeinen Geheimbund“ mit der Fraktion an der Spitze bedeutet hätte. Hinterscher stellte sich allerdings heraus, daß diese gerühmten Exemplare aus einem einzigen Lumpen, namens Köllinghoff, bestanden, der mit einem einzigen Mitgliede der Fraktion, Harm, in Verbindung gewesen sein will, und es in der Eigenschaft eines Expedienten der Elberfelder „freien Presse“ auch wirklich war, bis er, seiner Lumpereien wegen, fortgejagt wurde.

Dieser Köllinghoff, der seit Jahren im Verdacht der Spitzelerei steht und mit heiligem Verwahren anarchistische Gruppen zu organisieren suchte, hat jetzt die Masse abwerfen müssen und ist zum Kreuzengen für die Polizei geworden. Für die Polizei? Nein, gegen sie; denn was der schwörende Kammerhoff, der schwörende Weber und der schwörende Wimmers — dieses hässliche Trifolium des Staats- und gesellschaftsretterischen Meineids — zu entfallen verurteilt hatten, das hat dieser schwörende, oder doch zum Schwören und zum Meineid bereite Köllinghoff, sammt seiner würdigen Gattin, erhalten. Wo ist die Frau? Pflegen die Franzosen in gewissen kritischen Fällen zu fragen. Und die französische Geheimpolizei hat bekanntlich zu allen Zeiten auf das „ewig Weibliche“ großen Werth gelegt. Die deutsche Spitzelpolizei, welche trotz ihrer „nationalen“ und „patriotischen“ Gesinnung in der französischen Polizei der Bonaparte und Louis Philippe ihr Muster erblickt, hat sich, namentlich in dem etwas französisch angehauchten Rheinland, die Jähtung weiblicher Spitzel zur Lieblingsaufgabe gemacht. In dem Elberfelder Monstre-Standal haben wir die Früchte vor uns. Wo immer die Staats- und gesellschaftsretterische, für die Heiligkeit der Ehe und Familie und für die göttliche Weltordnung sinnfällige Polizei von ehelichen Differenzen in sozialdemokratischen, oder der Sozialdemokratie verdächtigen Kreisen ernde, da drängt sie sich, eingedenk ihres erhabenen Berufes, in das Allerheiligste der Familie und sucht die Frau gegen den Mann, so das Kind gegen den Vater zu hegen und zum Spitzelbündel zu verwenden. Mehrere erbauliche Proben dieser gesellschaftsretterischen Thätigkeit wurden schon in den ersten Stadien des Elberfelder Polizeiprozesses vorgeführt; und im Falle Köllinghoff hat sie ihren höchsten Triumph gefeiert. Die Frau des Köllinghoff ließ sich von dem schwörenden Kammerhoff, der ein ganz krammer Bürsche und angenehmer Schwörenstücker ist, bestechen und zu einer romantisch-sentimentalen Polizeiamöbde mitbrauchen, die recht pythia sein würde, wenn sie nicht so entseßlich dumm, so ächt polizeimäßig dumm wäre.

Wir hatten früher schon Gelegenheit, der ästhetisch-romantischen Richtung zu gedenken, die sich unter der deutschen Spitzelerschaft ausgebildet hat. Und zwar in durchaus natürlicher Weise, und dem Wesen dieser edlen Kunst bestens entsprechend. Ist die Liebe doch auf ihre Phantasie angewiesen, und daß die Polizeiphantasie sich auf das Genre der Kollportageromane wirft, das wird durch das Gesetz bedingt. Woran anders als an Spitzeln, Verschwörern, Räubern und Mördern soll die Polizeiphantasie sich ergöhen? Und das Köllinghoff-Röcken der Polizei-Bildung bringt es mit sich, daß das Verbrechen in einer Sauce von Sentimentalität aufgetischt werden muß.

Auch der Kammerhoff mußte seiner Natur und Bildung diesen Tribut zahlen. Er dichtete ein sentimentales Familienrathschel — eine Familie, die durch die verbrecherische, d. h. sozialdemokratische Thätigkeit des Mannes zu Grunde gerichtet wird, — ein Weib, das zur Verzweiflung getrieben, dem verbrecherischen Mann patriotisch zuruft: Du hast zu wählen zwischen mir und Deiner Mörderbande — oder Partei; — und endlich ein Mann, der zerknirscht der liebenden Gattin und —

Feuilleton.

Eine Bauernrevolte vor hundert Jahren.

(Fortsetzung.)

Der Herr Hofrath fährt fort:
Es war hohe Zeit, einen der wachsenden Gefahr angemessenen und schlaunigen Entschluß zu fassen und zum Glück von ganz Deutschland (warum nicht lieber gleich der ganzen Welt?) wurde er gefaßt. Unter dem Kommando des Generalmajors von Nobilit wurde ein Korps Truppen, sowohl Huszool als Reiterei, zusammengezogen, und obgleich einige dieser Regimenter (Prinz Anton und v. Wohlitz) in nicht vollen 24 Stunden 11 bis 12 Deutsche Meilen in forcirten Märschen zurückgelegt hatten, so verdrängte doch bei allen der Eifer und die Liebe für ihren Landesherren die Müdigkeit. Als der General-Inspektor, Generalleutnant von Lind, ihnen entgegen eilte und sie fragte, ob sie mit Freuden zum verlangten Schutze ihres Vaterlandes und Landesherren erschienen, erscholl aus allen Reihen ein rührendes und freudiges Ja! (In der That sehr „rührend“, diese Bereitwilligkeit, für's Vaterland! — nämlich eine Handvoll Bauernkinder — die zum Neuherrn getriebenen Bauern niederzujagen.)
Die Anführer, und mit ihnen alle Revolutionsfreunde, vermutheten nichts weniger als dieses: sie schmeichelten sich vielmehr mit dem Wahn, daß die kaiserlichen Regimenter, die beinahe ganz aus Landestindern bestanden, welche theils Bauern gewesen sind, theils nach geübter Kapitulatio n wieder in den Bauernstand zurückkehrten, bei ernsthaften Vorfällen ihre Schuldigkeit nicht thun, ja vielmehr gar gemeinshafliche Sache mit ihnen machen würden. Sie hatten ja in den Zeitungen Deutschlands den Meinenid und die Intrenze der Cardes Francois als Bürger tugend und als rühmliche That andrufen hören, und beurtheilten also die Treue des deutschen Kriegers nach dem Maßstabe von diesen. Aber, o ihr Vainqueurs de la Bastille! o ihr hommes du 14. Juillet, wie übel würde es um eure Siege und eure Riken ausgefallen haben, wenn er premier fonctionnaire public treue Soldaten oder lauter Schwärmer in der Bastille und in seiner guten Stadt Paris gehabt hätte! (Ja, wenn! Aber leider gab es auch damals schon Soldaten, welche sich als Feind mit dem Volk, und nicht mit den Volkshäuptern stellten. Und weiter waren die Pariser Bastillenhüter keine kaiserlichen Bauern!)

Hier leitet sich der Hofrath — es mag auch ein Hofpaffe gewesen sein — folgendes artige Denunziationsbret:
In einem Hefte des Schleswiger Journal vom 1792 steht ein merkwürdiger Ausfall eines Revolutionschwärmers, des Inhalts, wie man noch nicht alle Hoffnung aufgeben dürfe, die Treue des deutschen Militärs zu untergraben, und es in Meinenid

Polizei zu fassen fällt. — Schade, daß der Polizei-Kollportageroman nicht das geeignete Publikum fand, und daß einige der schönsten Szenen durch Ungeklärtheit des Herrn Polizeidichters und seiner Polizei-Kollporteurs vor der Zeit bekannt wurden. Genug — der Sensationsroman „Köllinghoff und Frau“ des schwörenden Kammerhoff ist ins Wasser gefallen; und in dieses Meer von Schmutz und einige Tropfen der Lächerlichkeit gefallen — wenigstens etwas Abwechslung! Schmutz und immerfort Schmutz — das wird schließlich zu viel.

Der schwörende Kammerhoff ist aber noch nicht ins Justizhaus gekommen, und der schwörende Wimmers sammt dem schwörenden Weber ebenfalls nicht — und der „Prozeß“ — wie diese abscheuliche aller Justizsachen euphemistisch genannt wird — geht monoton, maschinenmäßig seinen Gang weiter; die Herren Richter machen ein ernsthaftes Gesicht, der Herr Staatsanwalt macht ein ernsthaftes Gesicht, und noch heute kann Niemand das Ende absehen. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß Weihnachten und Neujahr kommen wird, ohne daß das Damoklesschwert, welches über den Häuptern der 90 Angeklagten schwebt, entfernt worden ist. Solche Weihnachtsfreuden kultivirt die deutsche Polizei, wie aus zahlreichen Fällen ersichtlich, mit besonderem Gusto. Und all dieser Justiz-Pomp, und all diese Meineide, und all dieser Schmutz — zu welchem Zweck? Um fast hundert Menschen, die selbst nach den Behauptungen der Anklage nur um der harmlosesten, an sich durchaus gefählichen Handlungen willen auf die Anklagebank geschleppt worden sind, den Strick eines inhumanen Ausnahmegesetzes um den Hals zu schlingen. Denn auf das Ausnahmegesetz allein kommt es an, da die §§ 128 und 129 ohne das Sozialistengesetz absolut null und nichtig wären und erst durch dieses anwendbar gemacht worden sind. Diese Thatsache; die völlige Richtigkeit der Anklage, selbst vom Standpunkte der Anklage aus, darf nimmer aus den Augen gelassen werden, wenn wir die hohenlose Niederträchtigkeit des Elberfelder Monstre-Standals ihrem ganzen Umfange nach begreifen und würdigen wollen.

In der Verhandlung vom 14. Dezember ließ der Präsident drei Arbeiter aus Düsseldorf — Gemmer, Krause, Niemann — wegen Verdacht des Meineids verhaften. Sie waren von einer „Jeugin“, der Frau des Angeklagten Wind, die aus Rachsucht ihren eigenen Mann zu verderben suchte, als Personen bezeichnet worden, die von ihm den „Sozialdemokrat“ erhalten, und hatten das in Abrede gestellt. Auf die Angaben der Frau Wind hin nun, die ihre Anklage beschwor, beantragte der Staatsanwalt die Verhaftung der Genannten, und der Gerichtshof leistete dem Folge.

Wir wollen uns jeder Bemerkung über die Schuld oder Nichtschuld der Verhafteten enthalten, denn aus den Zeitungsberichten über ihre Vernehmung ist es geradezu unmöglich, sich ein genaues Urtheil in dieser Hinsicht zu bilden. Wir wollen nicht einmal gegen den Gerichtshof einen Vorwurf erheben, daß er dem Antrag des Staatsanwalts Folge geleistet, denn wir sind ihm gegenüber in derselben Lage wie gegenüber jenen. Was bis jetzt klar liegt, das ist das wahrhaft Standaibliche Verhalten von Staatsanwalt und Polizei, für das immer mehr der Ausdruck paßt, den wir in voriger Nummer bereits gebraucht: bübisch.

Von der Polizei, von Ehren-Kammerhoff und seinen traurigen Kumpanen und „Gewahrsamännern“, brauchen wir nicht weiter zu beweisen, sie sind in den Augen Aller, ob Freund oder Feind, gerichtet. Jeder anständige Mensch wendet sich mit Ekel von ihnen ab. Was aber von einem Staatsanwalt, einem Hüter des Gesetzes, sagen, der Arbeiter unter dem Verdacht des Meineids verhaften, einen Beamten aber, der wiederholt die notorische Unwahrheit beschworen, auf freiem Fuß, die „Autorität des Gesetzes“ vertreten läßt? Was müssen die Rechtsbegriffe, was die Moral eines Richters sein, der es auch nur einen Augenblick duldet, daß ein Kammerhoff neben ihm „das Gesetz“ vertritt?

Nur zwei Beispiele, wie dieser „Mann des Gesetzes“ den Eid heilig hält. In der Verhandlung vom 6. Dezember theilt „Gewahrsamann“ Wimmers mit: „Ich war gestern Nachmittag bei Kammerhoff in dessen Wohnung. Ich habe Kammerhoff in einer Wirthschaft getroffen.“ Darauf wird Kammerhoff telephonisch vorgeladen und verhört. Und was sagt er über seine Zusammenkunft mit Wimmers aus? Man höre:

Jeuge Polizeikommissar Kammerhoff: Wimmers war bei mir in der Wohnung. Auf meinen Eid, im Wirthshaus war ich nicht mit ihm zusammen; ich glaube nicht.

Darauf erklärt Wimmers: „Ich traf Kammerhoff im Wirthshaus; das Gespräch fand in dessen Wohnung statt.“ Und Kammerhoff antwortet: „Ich muß mich im Wirthshaus verhalten, um mit meinen Vertrauensleuten zu verkehren.“

Der Bericht hat in allen möglichen Zeitungen gestanden und ist nicht bestritten worden. Wohlan, wenn ein Mann in der Stellung eines Kammerhoffs von einem Vorgang vom Tage vorher sagt: „Auf meinen Eid, ich war im Wirthshaus nicht mit jenem Manne zusammen,“ und gleich darauf zugeben muß, daß er ihn doch im Wirthshaus getroffen, was ist diese Ausrede dann, wenn nicht Meineid?

Weiter am 18. Tag der Verhandlung erzählt Kammerhoff, nachdem er auf seinen Eid verwiesen: Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief von Frau Köllinghoff, nebsthalb ich Köllinghoff zu mir beschicken, die Unterredung hat etwa eine halbe Stunde gedauert.“ Darauf konstatirt Jeuge Wth. Meyer, Maurer in Barmen, daß er an dem betreffenden Tage zufällig in Elberfeld gewesen und um 1/10 Uhr Köllinghoff in die Polizeistation I habe hineingebracht, und erst

eid und Meutelei einzumischen. — Und so wird in einer großen deutschen Stadt (denn Schleswig statt Braun-schweig ist bloß Klasse, und die Expeditionen und Verendungen geschehen noch immer von Braunschweig aus) öffentlich und ungelandelt gedruckt: — Nun rede man noch von Freigewinn in Deutschland!

Es wäre ganz interessant, vielen Aufschluß näher kennen zu lernen. Das „Schleswiger Journal“ wird ja wohl noch in verschiedenen öffentlichen Bibliotheken aufzutreiben sein.

Doch hören wir weiter:
„Der Annarich der Soldaten machte also wenig Wirkung auf die Anführer; einige lachten, als man ihnen von scharfgeladenen Gewehren und Kanonen vorerzählte, und verließen sich getrost auf die geübte Unthätigkeit ihrer Kavalente. Doch diese wadern Krieger, von deren hier bewiesenen Treue und Kriegszucht noch künftige Zeitalter mit dankbarer Bewunderung (Sollte man ihnen nicht in unerm Jahrhundert der Denkmäler ein großes Monument setzen? Die Zeit wäre ja auch sonst nicht unpassend.) brechen werden, äußerten gleich durch ihr erstes Benehmen, was man sich von ihnen versprechen konnte. An einigen Orten, wo Hiruben anbrachen, ergrieffen sie dabelst auf Urlaub befindlichen Soldaten ohne Ordre ihre Tornister, und eilten zu ihren Kompagnien zurück, wo man oft die erste Nachricht von den aufrührerischen Ereignissen ihrer Gegend durch sie empfing. Ein merkwürdiges Beispiel trug sich im Dorfe Willhen zu, das an die Oberlausitz grenzt. Die dasigen Bauern hatten beifollos, ebenfalls ihrer Herrschaft Gehorsam und Dienst angethan. Der Gerichtsdirektor warnte sie, von ihrem Vorhaben abzusehen, weil, wenn gültige Vorschriften nicht fruchten wollten, das Militär sie bald zu ihrer Schuldigkeit zu bringen wissen würde. Allein die Bauern verachteten höhnisch diese Ermahnungen, und verriethen, die Soldaten würden ihnen nichts thun, denn sie wüßten schon, wie sie mit selben fänden.“ Der Gerichtsdirektor, Namens Kapples, ergriff hierauf einen Ausweg, der die beste Wirkung that. Er erlegte einige im Dorf auf Urlaub anwesende Soldaten des Prinz Antonischen und des Hartlichen Regiments, lauter Söhne oder Verwandte dasiger Unterthanen, vor der Gerichtsstelle zu erscheinen, und als sie erschienen waren, fragte er sie in Gegenwart der Bauern, was sie thun würden, wenn die Unterthanen nicht ruhig blieben, sondern sich aufrührerisch betragen sollten? — Die Soldaten erklärten hierauf einmüthig im Namen ihrer Verwandten, daß sie ihre Pflichten als Soldaten konnten, und auf das Kommando ihrer Offiziere keinen Verweigerer wider die Befehle, und wäre es ihr nächster Verwandter, schonen würden. Erwiderten horten die schon verammelten Bauern diese würdige und rühmliche Erklärung der Soldaten an, erkannten ihren Irrthum, gingen ruhig auseinander, und gaben von dem Augenblicke an alle Anschläge zur Empörung auf.

Es würde zu weitläufig sein, wenn ich hier alle die Vorfälle und Expeditionen, bei welchen sich die Thätigkeit und Eifer der Kommandirten

nach 12 Uhr wieder habe heranzugehen sehen, d. h. daß Köllinghoff zwei- und eine halbe Stunde bei Kammerhoff war. Meyer erklärt weiter, Jeugen für die Richtigkeit seiner Angabe stellen zu wollen. Und was ist die Antwort Kammerhoffs jetzt: „An die Zeit kam ich nicht bestimmen. Ich verweigere die Auskunft.“ Was den Präsidenten zu der Ermahnung veranlaßt: „Mit den Worten: Ich verweigere die Auskunft, sollte man doch etwas sparsamer umgehen.“ Darüber ein andermal; hier sei festgestellt, daß die obige, unter Eid erfolgte Aussage Kammerhoffs eine grabe Unwahrheit war. Denn ob eine Unterhaltung eine halbe Stunde oder beinahe einen ganzen Vormittag gedauert, das kann man nach eifigen Wochen noch sehr gut wissen.

Es kommt aber immer besser. Am 5. Dezember beschwört Kammerhoff: „Weld habe ich den Leuten nie geboten.“ Am 12. Dezember sagt der Jeuge, Ausreicherlehrling Otto Osenberg aus und beschwört seine Aussage: „Polizeikommissar Kammerhoff wollte mir drei Mark geben, wenn ich ihm den Mann mit dem rothen Schnurrbart bezeichne.“ Der Staatsanwalt fand nicht den Rath, den 16jährigen jungen Menschen wegen Verdachts des Meineids zu verhaften. Einer muß aber falsch geschworen haben. Wer, ergibt sich danach von selbst.

Und so konnten wir haufenweise Fälle anführen; wir denken aber, die vorstehenden genügen, um zu zeigen, was für ein Ehrenmann dieser Kammerhoff, und wech Geisteskind der Staatsanwalt, der diesen Menschen, wir wiederholen es, als „Hüter des Gesetzes“ ruhig neben sich duldet!

— Und noch ein Bild von diesem Kammerhoff. In der Elberfelder „freien Presse“ vom 15. Dezember, zweites Blatt, lesen wir folgende Gerichtsverhandlung:

„Die öffentliche Aufmerksamkeit ist auf den großen Sozialistenprozeß gerichtet, so daß das weniger Wichtige in den Hintergrund gedrängt wird. Und doch ist letzteres wichtig genug, um ebenfalls besprochen zu werden. So hat gestern vor der Strafkammer ein Prozeß stattgefunden, der nicht minder seine tragischen Momente aufzuweisen hat. Am 4. Juni d. J. wurde dem Boten Trant ein Ballen Manufakturwaaren entwendet und die Diebe in den Personen des Heuser und Rinde entdeckt und in Haft genommen. Bald darauf wurde der Auktionator Schaal, früherer Wirth, als der Heizer verdächtig eingezogen. Er war von den eriten beiden bestraft worden, doch bei der Konstatation vor dem Untersuchungsrichter konnte diese Denunziation nicht aufrecht erhalten bleiben, denn da rezidiäre Heizer: „Ich habe Alles, wie protokolliert, bekundet, weil es mir der Polizeikommissar Kammerhoff wörtlich in den Mund gelegt hat und mir für den Fall der Wahrhaltung die Patentlaffung versprach.“ Die Patentlaffung war auch erfolgt, nachdem Schaal in Untersuchung gezogen war. In der gestrigen Verhandlung nun, bei welcher eine große Menge von Zeugen zugegen waren, gab u. A. die Jeugin Wwe. Avelsbach die Erklärung ab, daß sie zwar ein Protokoll von Kommissar Kammerhoff unterschrieben habe, aber sie weiß nicht, was es war. Andere Zeugen waren auf Veranlassung des Polizeikommissars Kammerhoff in der Verhandlung des Sozialistenprozesses gegangen und da einige Zeit während der Verhandlung mit den Düsseldorfener Zeugen Niemand den Saal verlassen durfte, waren diese Zeugen bei dem Namensaufruf nicht zugegen und wurden daher in eine Strafe von 10 M. genommen. Das Urtheil in diesem Prozesse wurde erst später gefällt und Heuser zu 3 Jahren Gefängniß, Raders zu 2 Jahren Justizhaus, Rinde zu 4, Schmalz zu 2 und Serbe zu 7 Monaten Gefängniß verurtheilt. Freigesprochen wurden Schaal, Hoffmann und Bekweder. Ausgeschlossen ist nicht, daß dieser Prozeß noch ein Nachspiel haben wird, denn durch die unschuldig erlittene Untersuchungshaft ist der freigesprochene Schaal schwer geschädigt worden.“

Und wenn hatte er dieselbe zu verdanken? Der vom Gerichtshof für falsch befundene Aussage des Heuser, distirt, wie derselbe behauptet, von Kammerhoff. Welch ein — Staatsretter!

— Die Fürsten sind furchtbar empfindlich“, lesen wir in der „Ähricher Post“ — wenn Unterthanen unehrerbiedig über sie reden; sie selbst aber beurtheilen einander sehr vorurtheillos und man muß es gelassen, oft sehr richtig. Mit ausgenommen Hochmut liebt es Jar Nikolaus, über seine Bettlern zu sprechen und namentlich die Deutschen schonte er nicht. Wie Friedrich von Martens, der die russischen Archive ausgebeutet hat, berichtet, sprach er von seinem Schwager Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als dem „roi poltron“ (Adantönig), dem „sarcour de Berlin“ (Polenrecher von Berlin), dem „grand Rodomont“ (großer Aufsteiger); er rihtelte die preussischen Minister „Bauditen und Peris“ und scherzte über les deux rois allemands, ruisa par des kammes étrangères (die beiden durch fremde Weiber ruinirten deutschen Könige), nämlich durch die Wittive Clignat und Lola Montez.
Das ist natürlich heute nicht anders geworden. Wir haben über Preußens jetzigen König manches derbe Wort gebraucht, aber das Schärste, was wir geschrieben, ist noch nicht der zehnte Theil dessen, was die erlauteten Stellgen desselben über ihren „lieben Herrn Betler“ zu äußern pflegen, wenn sie unter guten Freunden sind. Und es natürlich ganz dergleichen über sie. Es gibt keine größeren „Majestätsbeleidiger“ als — die Rajastler.

— Eine Statistik der Parlamentämüdigkeit gibt die „Berl. Volkszeitung“ in einer ihrer letzten Nummern. Wir lesen da:
„Die Zahl der Abgeordneten, welche für den nächsten Reichs-

Truppen gezeigt hat, unskändlich detaillirten wollte; ich begnüge mich, die beiden einzigen anzuführen, wo die Truppen mit den Anführern im freien Felde wirklich handgemein wurden, und wo der Ausgang so übel für die Bauern abfiel, daß durch das Beispiel und Gerücht die Ruhe plöthlich wieder hergestellt wurde.

Ein Detachement von Prinz Clemens, Infanterie, und v. Geroldorf, Dragoner, unter Anführung des Hauptmanns von Parisch und des Rittmeisters von Voacet, erfuhr auf seinem Marsche, daß ein großer Haufe Bauern in Pinnewitz allerlei Unthat getrieben habe, daß die Gemüth der Gerichtsbehörden, als Magd gefesselt, glücklich entkommen sei, daß aber der Gerichtsbeder selbst auf seiner Flucht noch von den Bauern verjagt werde. Beide Kapitäne*) marschirten sogleich ab, um den Gerichtsbehörden zu helfen, wenn er etwa in die Hände der wüthenden Bauern gefallen sein sollte. Das Kommando war nicht lange marschirt, als es, wie es eben aus einem hohlen Wege bestanden wollte, ganz unermuthet auf einen 6-700 Mann starken Bauernschwarm stieß. Dieser Trupp brachte den gefangenen Gerichtsbedern zurück. Seine Rutsche fuhr an der Spitze, von einer großen Anzahl Bewaffneter Bauern umringt. Sie wollten eben in den hohlen Weg hinein, als sie die Dragoner zu Gesicht bekamen. Sie stuyten und machten Halt. Die Infanterie war noch zurück, und wurde also von ihnen noch gar nicht bemerkt. Der Rittmeister ritt an die vorderen Bauern heran, um, dem Befehle gefolge gemäß, die Hülfe zu verlangen, ehe er Gewalt brauchen Allein ein fast 70jähriger Greis, der Anführer der Bande, befaß ihm trotzig, sich um seine Sachen zu bekümmern und Platz zu machen. Inzwischen rief der gefangene Gerichtsbeder dem Rittmeister in französischer Sprache zu: „Um Gottes willen, retten Sie mich aus den Händen dieser wüthenden Leute!“ Der Rittmeister antwortete ihm in derselben Sprache. Der Greis, Namens Brandler, aus Ggge, den das verdroß, daß beide in einer ihm unverständlichen Sprache sich unterredeten, verlangte in herben Ausdrücken, daß sie Deutsch sprechen sollten. Bei der weitern gütlichen Unterhandlung griff er wie von ohngefähr nach dem Zügel des Pferdes des Rit-

*) Die Dörfer, durch welche die Soldaten kamen, waren ganz leer von Mannverlonen; hingegen fanden sich die Bauernweiber ein, welche freiwillig den durstigen Soldaten ganze große Töpfe mit Milch brochten, und alle Bezahlung dafür anzuschlugen; nur haften sie die Soldaten, ja nicht auf die Bauern zu schießen, weil ihre Männer mit unter den Hauern wären. Allein die Soldaten ließen sich die Milch schmecken, ohne auf ihre Wirten zu achten. (Es darf nicht vergessen werden, daß es eine allgemeine Beschuldigung damals noch nicht gab, und daß die bei den Konstitutionen eingezogenen Rekruten, die ohnehin nicht immer die besten Elemente waren, durch die ganze Art des damaligen Soldatenlebens bald vollständig verrotten. Die lange Dienstzeit — oft über 12 Jahre — trug das Irtige dazu bei, den Soldaten einen eigenen Kostengriff einzutreiben. Red.)

Mindwühlende Geldgier gehen kann, er bietet einen überraschenden Einblick in die schmutzigen Geheimnisse einer echten Fabrikantenfamilie. Zu bemerken ist, daß der Schenmann Tomaneff eine Fabrik in Röhren besitzt und es ihm offenbar doppelt lieb wäre, wenn die abgehobenen Drechsler ihn dort auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wären, um für noch schlechteren Lohn seine weiten Säcke zu füllen. Der Philosoph Schopenhauer sagt irgendwo, er habe gewünscht, die schändliche Mühseligkeit des menschlichen Existenzkampfes zu schildern, da sei ihm folgender Vergleich eingefallen: Ein Mensch wäre im Stande, einen anderen Menschen zu tödten, nur um mit dessen Fett seine Stiefel zu schmieren. Er habe das Beispiel aber fallen lassen, weil es zu schwach sei. Schopenhauer muß Individuen wie Tomaneff und Red gekannt haben."

Krankheit. Was wir für unmöglich hielten, ist geschehen: der Possibilist Joffrin hat den Versuch der Kammer über die Wahl in Gignancourt akzeptiert, er hat erklärt, daß er gar nicht daran denke, sein Mandat niederzulegen. Ein Sozialist, ein ehemaliger Revolutionär, der sich hinter eine Rechtslinde versteckt, um das Recht des Volkes mit Füßen zu treten, und sich als Vertreter eines Wahlkreises aufspielte, der ihn in der unwiderrücklichsten Weise abgelehnt hatte!

Für diese Handlungsweise gibt es gar keine Entschuldigung. Vor allen Dingen wird sie nicht durch die Phrase entschuldigt, daß die Republik über dem allgemeinen Stimmrecht stehe. Grundsätzlich ist sich gar nicht um Republik und Nicht-Republik, sondern um das Recht der Wähler, den Mann ihres Vertrauens in die Kammer zu senden, und zweitens heißt diese Phrase, von Arbeitervertretern in dieser Form akzeptiert, ein Freibrief für jede Infamie jeder beliebigen Bourgeoisregierung, sobald es ihr nur paßt, die Staatsform „in Gefahr“ zu erklären. Es ist die nachträgliche Sanktion der Gemeinheiten der Verfallener Regierung gegen die Kommune. Und dazu gibt sich ein ehemaliger Kommuneur her!

Als fernere Ausrede wird gesagt, es sei eine Ehre für die gefallenen Opfer der Kommune gegen ihren Mörder Boulanger. Gütige Ausrede! Als ob Boulanger der Mörder von Paris gewesen wäre. Boulanger war ein sehr williges — was wir auch nie vergessen werden — Werkzeug der Verfallener, aber er war ihr Werkzeug. Die intellektuellen Urheber der Kamegeleien, das waren Herr Thiers und die Nationalversammlung, darunter dieselben Herrn Opportunisten, die sich jetzt mit Boulanger um die Herrschaft streiten. In ihrem Interesse auf Boulanger allein als den Mörder der Kommune losgeschlagen, heißt ein solches Spiel treiben, das nicht genug verurteilt werden kann.

Lächerlich ist es auch, und obendrein unwohr, die Proklamierung Joffrins zum gewählten Vertreter von Gignancourt mit der Ausrede zu beschönigen, man wolle nicht noch einmal die „Camelots“ (Heilungsausrücker) in Aktion treten lassen. Dieselben Herren, die unter die „Motivierung“ eine schreckliche Vergewaltigung des allgemeinen Stimmrechts vornahmen, erklärten einige Tage später die Mandate von drei Boulangisten, von denen zwei in Paris, einer im Umkreis von Paris gewählt worden, für ungültig, machten also das in Aktiontreten von „Camelots“ notwendig. Danach bemerke man den Verfall der vorstehenden Ausrede.

Kein, es gibt keine Entschuldigung für dieses sommervolle Verhalten. Und vor Allen nicht für Leute, die sich Sozialisten nennen. Und wie sehr es dem Gefühl der Arbeiter widerstrebt, geht aus dem Umstand hervor, daß der Possibilist Dumay selbst nicht für die Gültigkeit der Wahl Joffrins stimmt, weil er in der Stichwahl es für nötig befunden hatte, zu erklären, daß wenn er in die gleiche Lage käme wie Joffrin — Dumay war mit Rochefort in der Stichwahl — er sein Mandat niederlegen würde. Auf diese Erklärung hin ist er gemöhnt worden, und sein Kollege Joffrin schlägt ihr in's Gesicht. Welch ein trauriges Bild!

Die neue unabhängige sozialistische Gruppe in der Kammer ist noch durch zwei Abgeordnete Conturier (Rohne) und Theron verstärkt worden und einstellt eine rege Tätigkeit, sowohl in der Kammer, wie außerhalb derselben. Darüber, sowie über einige weitere erfreuliche Lebenszeichen der sozialistischen Partei in Frankreich in nächster Nummer.

Haben sich einander nichts vorzuwerfen. „In Massachusetts“, lesen wir im „Phil. Tageblatt“, „ist das Haftpflichtgesetz, wie es scheint, von den Gerichten als ungültig erklärt worden. Es war eine kleine Verbesserung gegenüber dem grausamen, und wie an dieser Stelle dargelegt, in diesem Teile veralteten, „common law“ (das gemeine, bürgerliche Recht). Aber die Richter haben den Kläger auf dieses verwiesen, was so gut als abgewiesen ist. In die amerikanischen Gerichte, die sind das Hauptknochen der Ausbeutungs-Wirtschaft geworden.“

Es ist allerdings nicht das erste Mal, daß amerikanische Gerichte ein den Arbeitern günstiges Gesetz durch geschickte Auslegungsmittel über den Haufen geworfen haben. Aber sie können sich dabei auf bewährte Muster in der alten Welt berufen. In diesem Punkte treibt es Dame Justice haben wie bräuen.

Weit mehr als die Gesetzgebung ist heute die Nichtdurchführung des Gesetzes der herrschenden Klasse. Die Gesetzgeber müssen auf die Wähler Rücksicht nehmen, bei denen immer mehr die Arbeiter entscheiden, die Richter aber sind überall möglichst unabhängig von den Protestanten gestellt und können daher ihren Bourgeois-Instinkten viel ungenierter nachgeben, als die Politiker. Und bis sich das nicht gründlich ändert, werden wir wohl noch manches Rechtsauslegungs-Kunststück zu sehen bekommen.

Wieso kommt es, daß die australischen Arbeiter den streikenden Doodarbeitern mit so ungeheuren Summen — nach der Gesamtabschätzung sind von Australien im Ganzen 30,000 Pf. — 600,000 Mk. eingelassen — zu Hilfe kommen konnten? Diese Frage beantwortet das „Phil. Tagebl.“ folgendermaßen:

Der Zahl nach ist die australische Lohnarbeiterchaft noch sehr schwach, sicherlich weit unter einer Million. Eine Industrie gibt es dort kaum; es fehlt dem Lande an Kohlen, was ihm, wenn nicht noch Voger derselben entbeht werden, oder wenn nicht ein billigeres Ersatzmittel für sie gefunden wird, überhaupt keine großartige industrielle Entwicklung verschafft. In den nördlichen Kolonien, wo ein ziemlich umfangreicher Anbau von Handelsgewächsen stattfindet, sind die Arbeiter Chinesen oder Polynesier von gewissen Südländ-Gruppen. So bleibt also die weiße Lohnarbeiterchaft beschränkt hauptsächlich auf die Baugewerke, das Verkehrswesen und die städtischen Handgewerbe. Dazu kommen allenfalls noch die Arbeiter in den großen Schaf- und Vieh-Ranches, die jedoch für die Arbeiterbewegung kaum in Betracht kommen können.

Stark — die Lohnarbeiterchaft ist in Australien keineswegs zahlreich. Aber sie ist vortrefflich organisiert. Und sie ist die einzige der Welt, die das System des Achtstundentages vollständig durchgesetzt hat. Das ist vor Allen ins Auge fallen. Seit mehr als 20 Jahren besteht das Achtstundensystem in Australien. Man kann also die Wirkungen des Achtstundentages feststellen. Und wir möchten, die großartige Hilfeleistung der australischen Arbeiter für die Londoner wäre der schlagendste Beweis für die ausgezeichnete Wirkung des Achtstundentages.

Es beweist zweierlei:

1) daß die Leute, welche nur acht Stunden täglich arbeiten, in der Lage sind, solche riesige Summen in kurzer Zeit aufzubringen. Ja, es ist nicht zu viel behaupten, daß sie das nur konnten, weil sie bloß acht Stunden arbeiten. Die Nachfrage nach Arbeitskräften ist — je weniger — etwas Gegebenes, Festes; gewisse Unternehmungen, die einen bestimmten Arbeitsaufwand erfordern, müssen durchgeführt werden. Das Kapital sucht Anlage und Verzinsung. Arbeiter kann man nicht aus der Erde stampfen; namentlich nicht in einem Lande, welches etliche tausend Meilen von der übrigen zivilisierten Welt entfernt ist. Man kann sie auch in den meisten Berühmungen, die in Australien vorkommen, also in Bergwerken, bei Eisenbahnen etc., nicht durch mechanische Mittel ersetzen. Die Einwanderung künstlich zu hemmen, hat man zwar versucht und auch gethan. Aber der Widerstand der Arbeiter brachte es dahin, daß dieses wieder aufgegeben werden mußte. Den Leuten, die nur acht Stunden täglich für den Unternehmer aufzuwenden hatten, blieb noch Zeit genug übrig, um für sich zu denken, an ihrer eigenen Aufführung zu arbeiten und sich mit öffentlichen Angele-

genheiten zu befassen. So konnten sie es auch durchsetzen, daß die Regierungen die Subventionen für die Einwanderung einstellen mußten und konnten Löhne erzwingen, welche es ihnen möglich machten, kämpfende Brüder in einem fernen Weltteil zu unterstützen.

Sollte aber nicht auch ihre Bereitwilligkeit dazu auf die eigenen Errungenschaften und die Folgen derselben zurückzuführen sein? Mit andern Worten, auf ihr Solidaritäts-Bewußtsein? Es läßt sich nicht anders denken. Und das wiederum ist die Annahme, als ob die Arbeiter zu tragen „satisfied“ (Zufriedenstellung, Satte) wären, wenn sie ein gewisses Maß von Erfolgen anzuerkennen haben. Und es beweist ganz besonders, daß die verhältnismäßige Besserstellung sie nicht egoistisch machen muß, wie das oft behauptet wird.

Das australische Beispiel läßt nur ahnen, wie enorm die praktische Solidarität der Arbeiter erst werden wird, wenn der verkürzte Arbeitstag erst durchgesetzt ist; wenn sie mehr Lohn erhalten werden; wenn sie Ruhe haben, sich auszubilden, wenn sie politisch reifer und selbständiger werden, wenn sie nicht mehr bloße Arbeits-Instrumente, sondern Menschen sein werden!

So das „Philad. Tageblatt“.

Nach zwei Seiten hin bedürfen keine Ausführungen unserer Ansicht nach einer Einschränkung: Eriens dahin, daß die australischen Arbeiter nicht ausschließlich von Arbeitern aufgebracht sind, sondern zum Teil aus bürgerlichen Kreisen herkommen, und zweitens dahin, daß bei der Unterstützung der Londoner Dooder das, was modernen proletarischen Solidaritätsbewußtsein wohl zu unterscheidende mehr philanthropische Mitleid eine sehr große Rolle gespielt hat. Aber das letztere ist in Bezug auf einen Punkt nebensächlich, den nämlich, daß die australischen Summen, die auch nach Abzug der Bourgeois-Beiträge noch enorm bleiben, zeigen, was die australischen Arbeiter, die den Achtstundentag haben, leisten können, wenn sie wollen. Und das ist die Hauptsache.

— Roth macht erfindertisch, das ist eine alte Geschichte. Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, als ein wie großer Faktor des technischen Fortschritts unserer Zeit die Roth an Arbeitskräften sich erwiesen hat. Man kann sagen, daß derjenige, der durch irgend welche Mittel heute Arbeitsnot erzeugt, den mächtigsten Impuls gibt zur Entwicklung und Vervollkommnung der arbeitssparenden Maschine. Das gilt nicht nur von der eigentlichen Industrie, das gilt in gleichem Maße von der Landwirtschaft, und das gilt auch von der Dienste leistenden Arbeit im Staat, in der Gemeinde und im Einzelhandelt. Wo Roth an Landarbeitern herrscht, da bürgerlich die landwirtschaftliche Maschine ein; sobald Erdbarbeiter, Steinlocher, Straßengeräte etc. zu werden, spritzen Maschinen, die die Arbeiter derselben verrichten, geradezu aus dem Boden, und wo wirkliche, nicht bloß imaginäre Diensthoten-Roth herrscht, da sehen wir die hauswirtschaftlichen Maschinen mit jedem Tag eine größere Rolle spielen.

Namentlich Amerika, das Land der chronischen Diensthoten-Roth, liefert für die letztere Behauptung schlagende Beweise. Nirgends sind die Hausmaschinen so verbreitet, nirgends so vervollkommen wie dort. Das „Warum“ ist sehr einfach: es lohnt sich, sie zu erfinden, weil sie in Massen Absatz finden.

So ist denn neuerdings in Amerika, wie wir im New-Yorker „Sozialist“ lesen, u. A. eine Geschirrs-Waschmaschine erfunden worden. Unser Bruderorgan bespricht diese Erfindung in einem Artikel ohne Sklaven und ohne Diensthoten überschriebenen Artikel, der an den bekannten Ausspruch des preussischen Geschichtsforschers Treitschke anknüpft: „Keine Kultur ohne Diensthoten.“ Es schreibt:

Der Herr Professor wollte nicht mehr gegen den Sozialismus einzuwenden haben, wenn einmal die Stiefel per Maschine und die Teller automatisch gereinigt werden. — Nun wohl; diese Trift hat sich schon erfüllt. Die Stiefel werden jetzt per Maschine gereinigt und die Teller automatisch gereinigt — in vorher ungeahnter Geschwindigkeit. Daß eine Stiefelwaschmaschine erfunden und im Gebrauche ist, dürfte seit geraumer Zeit schon bekannt sein, daß aber auch eine Teller- und Geschirrs-Waschmaschine erfunden ist, dürfte doch Vielen eine Ueberraschung bereiten, obwohl man sich im Zeitalter der Elektrizität eigentlich über gar nichts mehr wundern kann. In Paris wurde eine Waschmaschine schon vor etwa fünf Jahren erfunden; jetzt hat die gleiche Erfindung, die den Vorteil haben soll, auch für den Familiengebrauch verwendbar zu sein, eine Frau W. A. Godran von Shelbyville, Illinois, gemacht, nachdem sie über ein Jahr lang experimentiert hatte.

Die Maschine ist, je nach den Anforderungen, die an sie gestellt werden, in verschiedener Größe zu haben, und kann sowohl durch Hand- wie durch Maschinenkraft in Bewegung gesetzt werden. Vermittelt der Maschine werden 10 bis 20 Teller oder Schüsseln irgend einer Größe oder Form innerhalb zwei Minuten gespült, geschwemmt und abgetrocknet. — Ihr Hausfräulein, was wollt Ihr noch mehr?

Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Maschine auch im Markte zu haben sein wird; Frau Godran hat ihr Anrecht auf die Erfindung an eine Illinoiser Fabrik übertragen, welche mit der Fabrikation der Maschine bereits begonnen hat.

Glaubt Herr Treitschke nun immer noch an die Wichtigkeit seines Satzes: Keine Kultur ohne Diensthoten? Wenn er sich umsieht in der Welt, dann bemerkt er, daß die Maschine auch auf dem Gebiete der Hausarbeit, der Handreichung und Bedienung immer mehr die menschliche Hand ersetzt. Unter einer sozialistischen Organisation der Gesellschaft, mit ihren riesigen Aufgaben und dem gänzlichen Wegfall jeglichen Zwangs, würden alle diese Erfindungen erst recht zur Geltung und Anwendung kommen können. Dann noch zu sagen: keine Kultur ohne Diensthoten! wäre das höhere Vieh. Der Sozialismus wird die Diensthoten und die „Herrschenden“ erlösen, indem er die Maschine überall da in den Dienst stellt, woselbst sie in der kapitalistischen Gesellschaft gar nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße, in nur geringen Jirseln, zur Anwendung gebracht wird.

Aristoteles sagte (seiner Zeit mit Recht): Keine Kultur ohne Sklaven! Professor Treitschke, Aristoteles nachahmend, erklärte: Keine Kultur ohne Diensthoten!

Der Sozialismus kommt und verkündet von der Höhe der modernen Entwicklung: Keine Kultur ohne eine allmögliche Anwendung der Maschine an Stelle der menschlichen Kraft! Kultur ohne Diensthoten und ohne Sklaven!

Stimmt. Und Dank der von allen Philistern so bekammerten Diensthoten-Roth dahat sich schon in der bestehenden Gesellschaft die Verwirklichung auch dieser Forderung an.

Korrespondenzen.

Zürich. Am Mittwoch Nachmittag den 30. November gaben die Mitglieder deutscher Sozialisten, des deutschen Vereins „Eintracht“ und des Spenglervereins einem braven Genossen und treuen Freunde das letzte Geleit. Nikolaus Leyow, Spengler von Hoyer, Solothurn, war am Montag Nachmittag in dem blühenden Alter von 21 Jahren 9 Monaten einer tödlichen Krankheit — Unterleibs- und Blindarm-Entzündung — innerhalb 14 Tagen erlegen.

Wenn auch noch jung, war er doch schon seit 1887 in der Bewegung, der er sich damals in Hamburg anschloß. Obwohl erst seit fünf Monaten in Zürich, hatte er durch sein Interesse für die Arbeiterbewegung sowohl wie durch sein bescheidenes Benehmen, sich bei seinen Genossen allgemein beliebt gemacht und sich deren Achtung erworben, wofür wohl am besten das überaus zahlreiche Geleit spricht, denn trotz dem Regen und Schnee und trotz dem langen Warte vom Kantonshospital nach dem Centralfriedhof schritten mehr denn 200 Genossen ernst und trauernd hinter dem mit Ähren reich geschmückten Sarge einher, an der Spitze die herumgeführten Fahnen der Sozialisten und des deutschen Vereins.

Nachdem der Sarg in die Gruft gesenkt, schiederte Genosse Beck in kurzen Worten den Lebenslauf des Verbliebenen und wie er jetzt, fern von der Heimat, so schnell aus dem Leben geschieden. Hieraus sangen die Sänger des deutschen Vereins ein passendes Grablied, womit die Trauerfeier beendet und jeder wieder seinem Heim zueilte mit dem Gedanken, den Verstorbenen in gutem Andenken zu halten.

Parteigenossen! Vergesst der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

Nachruf.

Am 1. Dezember starb nach langem Siechtum der Zimmerer **Eduard Judelund** im Alter von 34 Jahren. Er war allezeit als Genosse und Gemeinderatsmitglied anderer Ortes beliebt, und die Partei verliert in ihm einen bewährten Streiter.

Da die Beerdigung auf einen Arbeitstag fiel, konnte die Beteiligung leider nicht in dem Maße stattfinden, wie zu wünschen war. Circa 120 Genossen folgten seinem Sarge.

Ehre seinem Andenken!

Die Sozialdemokraten in Volkmarzdorf bei Leipzig.

Sprechsaal.

Zürich, 9. Dezember. Wir halten es für unbedingt nötig, die Genossen allerwärts und besonders in Würzburg vor dem Hand- schuhmacher Ludwig Jäger aus München eindringlich zu warnen. Jäger ist einer von den Menschen, welche sich die sozialdemokratische Maske vorhalten, um mit besonderer Vorliebe leichtgläubige Genossen zu betrogen. Nach ausgedehnten Mitteln verläßt L. Jäger fast keine Stadt, ohne derart eine Portion Schaulden bei vertrauten Genossen angehäuft zu haben, wie er auch mehrere Jünger Genossen gehörig hineingelockt hat. Daß man sich in ihm eines gewohnheitsmäßigen Schwindlers und Heuchelschneiders zu erwehren hat, erhellt auch aus der Thatsache, daß schriftliche wie mündliche Mahnungen ihn weder zur Abänderung des Grundsatzes bestimmen, noch abhalten, sein Treiben von Ort zu Ort in Arbeiterkreisen fortzusetzen.

Jäger trägt einen langen blonden Schnurrbart und spricht bayerischen Dialekt.

Hüte man sich und warne vor ihm, wo er aufsteigt; vor die Thüre mit solchen Schuften!

Die Zürcher Genossen.

Briefkasten.

Der Redaktion: A. H. Buenos-Aires: Brief erhalten, wird noch Wunsch besorgt werden. Gruß. Erhalten aus Zürich: „Sturm“, 2. Auflage (wird besprochen).

Der Expedition: Afr. Distrikat: Nr. 20. — a Gto. Schif-
erh. Näheres betr. B. erwartet. — H. h.: Stimmt. Ein alter Ge-
nosse. — B. G. Vdn.: Sh. 4. 6/5 f. Schif. erh. — Nothe Behme:
Nachr. v. 10/12 erh. u. Gewünscht abgefaßt. — Carl Schwarz:
Nachr. v. 4/12 erh. — Ditus: Avis v. 10/12 hier. — Der Genosse:
Nachr. v. 6. II. unsem Bf. v. 10/12 noch immer unerklärt. Hoffentl.
entsprochen Sie unsem Verlangen für alle Fälle. — A. G. a. R.:
Sh. 10. 9 f. Schif. erh. Sdg. am 13/12 abgg. — L. G. a. R.:
Diese Transaktion wird am einfachsten an Ort und Stelle bewirkt,
worüber H. Näheres. — Claus Groth: Ad. ordnen II. Vorlage vom
11/12 u. 13. u. gewärtigen für nächste Tage Avisiertes. Betr. des
Weiteren H. — B. G. R. New-York: Bf. v. 30/11 am 13/12 erh.
Kaufst. u. H. — B. G. Chicago: Sie haben Recht. Rückständig
am 13/12 fort. Schif. erh. per A. H. angewiesen. — J. G. H. N.:
Post: Am 14/11 Abends zugl. Zeit mit 3 Tausend anderen gleichen
2 Pkte. an Sie ab, mit 5/5 u. 11 Bv. frankirt. Wie soll sich's denn
erklären, daß von hier nach dort unterwegs immer nur
gerade Ihre Adr. die Langhänger anzeigen sollte? Es muß
also drüben bei Ihnen das Diebagenie operieren. Besteltes folgt ab
A. H. Gruß! — B. G. Paris: Die Nr. 27 u. 39 von 1887 sind
vergriffen. Vielleicht spendet sie uns ein Briefkastenleser für Sie. Die
anderen Nummern sind abgefaßt. — Rother Hans: Nachr. v. 12/12
hier u. Weiteres besorgt. — Urania: Bf. u. Bf. v. 12/12 wird
besorgt. Nr. 27. — per Bv. untern 22/11 erh., sind Ihnen gutgebr.,
woraus Weiteres zu folgern. H. Näheres betr. des Pressanten etc. —
Mr. Grr. Paris: Fr. 2. 50 Ab. per 1. Qu. 90 erh. — F. G. hier:
Sh. 6. 6 f. Schif. erh. — R. G. New-York: Kaufst. Ertragbogen u.
B. A. v. 6/12 freuzen mit der unrigen u. 9/12. Doll. 1.20 per
Parion u. Doll. 100. —) Pfd. 20. 4. — a Gto. Ab. u. gutgebracht.
Bf. u. H. Weiteres. — Xanthias: Avis v. 14. u. Bf. v. 16. hier.
Das H. haben Archivar u. Ad. verschuldet, die auf wiederholtes Be-
fragen das Vermögen nicht haben wollten. Adr. des Bv. Verlags folgt nebst
Deduktion etc. H. Veriproch. bis 18/12 Mittags noch nicht angelangt.
hier. — Vorles: Bf. v. 16/12 beannt. u. Bf. u. notirt. — J. B. Dg.
Nr. 5. — a Gto. Ab. 1. Qu. 1890 x. erh. — Konise: Nr. 8. —
f. Schif. u. Ab. 1. Qu. 90 erh. Ab. u. Bf. u. notirt. Auf so kurze
Frift können nicht mehr liefern. — A. Petersen Sdweg: 4 Pfd. Ab.
per 1890 u. per Schif. erh. — Rother Tenzel: Einverstanden. Die
Bescheerung suchen zu ermögligen. Extragewünschtes dazu. Wir bauen
auf Ihre Pntuosität zu Ehren Abret brennlichen Hema. H. mehr.
— Fernand: Nr. 100. — a Gt. Ab. x. erh. u. nehmen u. Weiterem
Notiz. — J. B. 2.: Nr. 1. 60 f. Schif. erh. — A. M. Dfr. Pille:
Fr. 10. — Ab. per 1890 erh. — Albatros: Nr. 18. — per Ab. 1890
erh. — J. M. Paris: Fr. 3. — f. Schif. erh. u. Sdg. am 18/12
abgefaßt. — Steinleber: Nachr. v. 16/12 erh. Dem langsamgehenden
Tropf kommt nicht zu früh. Glück zu Bataille! — Hornwirts, Buenos-
Aires: Am 20/11 avisiertes Brief zugl. mit dem Jünger erh. Bf. u. x.
wird besorgt. Avisiertes erwartet. — Expresser: Nr. 440 1. Qu. 1890
erh. Gut. Sie wollen Ihren Spah haben. Näheres H. — E. H. e. r.
S. u. r. k. e. ist nicht berichtigungs-fähig. Krache und trolle dich also feiger
stünder Pudel! — Nothe Schwerelbände: Heber 2. Qu. verfügen
demnachst und erwarten Avisiertes. —

Als Festgeschenke

empfehlen wir:	fr. Gts. M. Pf.
f. Jacoby's liebliche Dichtung „Es werde Licht!“	— 80 — 65
Kantak M., Stefan von Grillenhof, Roman. Pracht- band	3 — 2 40
Die Alten und die Neuen. Roman	3 — 2 40
Kühnert H., Die wahrhafte Lebensgeschichte des Johna Davidsohn	1 25 1 —
Zubil, Roman von Disraeli	2 50 2 —
Kühnert H., Einblick in die Neue Welt	3 75 3 —
Freitagsh, Gesammelte Dichtungen. 3 Bände	16 25 13 —
Grif A., Gedichte	— 40 — 30
Hefenauer W., Erlebnis. Stützen und Romellen	— 50 — 40
Hermjoh G., Gedichte	5 — 5 —
Hsu I., Gedichte	7 50 6 —
Kühnert H., Gedichte	1 — — 80
Der deutsche Jugendsohn. Gebunden	— 80 — 60
— Derselbe in Prachtband	1 50 1 20
Die Neue Welt 1876—78. Pro Jahrgang beoditri Vorwärts! Eine Sammlung von Gedichten für das arbeitende Volk. Prodrirt	3 — 2 40
— Prachtig gebunden in roth oder braun	4 50 3 50
Behr J. H., Neue Stunden der Andacht. Psal- men in Reinform	3 — 2 40

E. Bernheim & Co.

114 Kentish Town Road, London, N. W. (England.)

Bestellungen aus der Schweiz richte man an

Die Schriften-Filiale der Arbeiterkammer
Jägerstrasse 12, Zürich.